



Unsere Heimat

Beilage zur Käßliner Zeitung

Nr. 7

Sonnabend, den 4. Ostermond 1931.

Nr. 7

Eine neue Sehenswürdigkeit im Heimatmuseum.

Von G. Hecht.

Durch die Güte von Frau Meta Desterreich, Köslin, hat unser Heimatmuseum wertvollen, besonderes Interesse herausfordernden Zuwachs erhalten: ein Spinett. Der Name dieses Musikinstrumentes wird den Lesern schon in Geschichten der Koloko- und Wiedemeierzeit begegnet sein; vielleicht hat auch manch einer diesen Vorläufer unseres jetzigen Klaviers auf seinen Reisen in Erinnerungsräumen angetroffen, etwa im Schillerhaus in Jena, im Mozarthäuschen am Kapuzinerberge bei Salzburg oder sonstwo.

Das Spinett tauchte im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auf; es hatte die Form des späteren Tafelklaviers, nur war es kleiner, schmaler, so daß die vier dünnen Beinchen keine große Last zu tragen hatten. Gegen Ende des Jahrhunderts verlegte man die bisher querliegenden Saiten in einen aufrecht stehenden Kasten, der, in der Höhe der Klaviatur ruhend, die Saiten senkrecht laufen ließ. Da die langen Basssaiten eine Verlängerung dieses Kastens an der linken Seite nötig machten, so entstand in unschönem Bild das „Giraffentloviere“. Wenig später verließ man diese Form, legte die Saiten schräg und gewann dadurch einen symmetrischen Prospekt. Zu dieser Art gehört das Spinett im Heimatmuseum.

Genau zwei Meter hoch, bietet es in seinem sauberen Gewande aus Nußbaumholz einen erfreulichen Anblick. Der Oberbau hat durch entsprechenden Holzrahmen die Form einer Lyra erhalten, die durch sieben helle Metallstäbe, die auf einer Querleiste stehen, noch betont wird. Im übrigen ist der Rahmen durch grünleidenen Hintergrund ausgefüllt. Nehmen wir die Lyra ab, die auf ganz verwickelter Weise festgehalten wird, so erblicken wir im Innern außer den tonvermittelnden Teilen ausschließlich Holz, wo die jetzigen Klaviere für Rahmen, Spreizen usw. Eisen verwenden. — Unser Spinett hat drei Pedale. Das rechts liegende wirkt wie unser heutiges Pedal, hebt also die Dämpfung der Saiten auf, was in älterer Zeit (siehe Beethovens Sonaten) mit „senza sordino = ohne Dämpfung“ bezeichnet wird. Das Gegeintell „con sordino = mit Dämpfung (Pedal)“ ergibt sich daraus von selbst. Beide Vorrichtungen, senza und con sordino, werden häufig in umgekehrter Deutung verstanden. Das mittlere Pedal hat die Aufgabe, den Ton abzuschwächen; es entspricht den jetzigen Bezeichnungen: Verschiebung oder Pedal 2 oder una corda = eine Saite. Unser Spinett ist nämlich zweiförmig; d. h. für jeden Ton sind zwei Saiten vorhanden (das alte Spinett hatte nur eine; unsere heutigen Instrumente haben für die meisten Töne deren drei). Beim Niedertreten des mittleren Pedals verschiebt sich nun die Klaviatur soviel nach rechts, daß der Hammer nur noch eine Saite trifft. Die Beseitigung des una corda wird in den älteren Klavierwerken durch tutto le corde (alle Saiten) oder durch tre corde (drei Saiten) vorgeschrieben. Die Bedeutung des dritten, linken Pedals läßt sich zurzeit nicht erkennen, da die Mechanik

nicht in Ordnung zu sein scheint. — Wie die abgegriffenen Untertasten zeigen, ist unser Spinett fleißig benutzt worden. Ganz auffällig ist das an den Tasten g, e, d der Mittellage zu beobachten, die fast auf eine vorhanden gewesene, besondere Vorliebe

für die harmlose Tonart G-Dur schließen lassen, deren Hauptstufen die genannten Töne sind.

Aus welcher Zeit das Spinett stammt? Darüber gibt uns sein Tastenumfang einige Auskunft. Sein tiefster Ton ist das Kontra-F. Da Beethoven das Kontra-E in der 1809 komponierten Beweohl-Sonate an wichtiger Stelle noch nicht verwenden konnte, es aber in der nächsten Sonate, Opus 90, komponiert 1814, gebraucht, so dürfen wir das Alter unseres Spinetts auf etwa 120 Jahre schätzen.

In seinem jetzigen Zustande ist das ehrwürdige Instrument natürlich nicht spielbar. Ob wohl ein begüterter Kunstfreund Mittel zur Wiederherstellung stiften würde?

Der Chimmeke von Loitz.

Seine Entwicklung vom Seelengeist zum nassen Hühnchen.

Von D. Ruopp, Stargard.

VII. Seelengeister und Poltergeister.

Nach dem Volksglauben, der natürlich in weit frühe Jahrhunderte zurückgeht, meldet sich der Tod eines Familienmitgliedes oder eines in der Ferne wohnenden Verwandten in der verschiedensten Weise an, d. h. die Seele selbst gibt zu erkennen, daß sie sich vom Körper löst oder schon von ihm getrennt ist. Hört man hinter dem Glaspinde eine Uhr tikken, knackt unversehens ein Schrank oder eine Kommode, klopft der Holzwurm in alten Möbeln, so wird jemand aus der Familie sterben. Fällt etwas hin, was bisher festgestanden hat, so bedeutet das einen Todesfall. Wenn sich verschiedene Geräusche vernehmen lassen, z. B. als ob ein Glas zerbricht, als ob ein Vogel mit sehr lautem Flügelschlag durch das Fenster fliegt, als ob jemand mit der Faust an das Fenster schlägt, als ob ein Gegenstand zur Erde fällt, als ob jemand durch eine verschlossene oder fest zugemachte Tür kommt und sie dann hinter sich zuschlägt, so stirbt jemand. Einst sahen mehrere junge Leute abends am Tisch und spielten Karten, da pläzt plötzlich der Tisch, und bald darauf erhält einer der Mitspieler die Nachricht, daß sein Vater gestorben ist. Zwei alte Leute sitzen eines Abends am Tisch und lesen die Zeitung, da hören sie ein Geräusch, als ob jemand in ihrer Kammer Korn schaufelt. Der Geist der abwesenden Tochter war in der Kammer gewesen und hatte durch das Schaufeln ihren Tod verkündigt. Wenn das Bild eines Abwesenden sich von der Wand löst und polternd zu Boden fällt, so hat der Abwesende dadurch seinen Tod angekündigt (Ostmärkische Sagen S. 14).

Wie die scheidende oder eben abgetrennte Seele sich durch ein Geräusch oder ein Klopfen ankündigt, so verkündet auch die wiedererscheinende Seele ihre Anwesenheit in derselben Weise. Das tote Mädchen, dem man das Hemd oder die Milche fortgenommen hat, klopft an das Fenster, um sein Eigentum zurückzufordern. Einer Frau in Schneidemühl starb die einundzwanzigjährige Tochter. Sobald sie nun die Photographie der Tochter auf den Tisch setzte oder an die Wand hängte, ließ sich sowohl bei Tage als auch bei Nacht ein lautes Ticken hören, das die Leute die Totenuhr nannten. Die Verstorbene konnte keine Ruhe im Grabe finden. Der Geist des verstorbenen Bürgermeisters Rubenow in Greifswald erscheint mit Peitschenknall (Semme Nr. 283). Die

alten Grafen von Kolmar sollen noch jetzt in den Räumen ihres einstigen Schlosses erscheinen und ein lautes Gepolter machen (Pos. S. 1893 S. 150). Der gespenstische Kuhfütterer zu Zuchen kündigt sich durch Schlagen an die Fenster Scheiben des Schlosses an; drei kurze Schläge folgen aufeinander, dann eine kleine Pause und wieder drei Schläge, ohne daß etwas zu sehen ist (Deftl. Hinterpommern Nr. 256). Bei einer Frau in Czarnikau erscheint die verstorbene Mutter in der Mitternachtsstunde, und die Frau hört, wie im Nebenzimmer ein Blumentopf nach dem andern vom Fensterbrett geworfen wird; am nächsten Morgen aber ist alles in Ordnung (Pos. Sagen 1913 Nr. 9). In einem Katen zu Hohen-Möder im Kreise Demmin geht ein Spul um. Als nach dem Tode der alten Frau, die bisher den Katen bewohnt hatte, neue Bewohnerinnen eingezogen waren, erhob sich des Nachts ein Lärmen und Rumoren im Hause, daß kein Mensch ein Auge zutun konnte. Auf dem Boden polterte und rummelte es, als wenn ein vierspänniger Wagen über eiserne Ketten fähre; in den Wänden knackte und knirschte es, als wenn sämtliche Tapeten von oben bis unten durchgerissen würden. In den Zimmern flog etwas Unfassbares mit großer Fahrt hin und her und verschwand in den Ecken, so daß kein Mensch angeben konnte, was es war (Haas, Pomm. Sagen Nr. 8). In der Brennerei zu Karczewo im Kreise Schmiegel war einmal ein Arbeiter zwischen die Räder einer Maschine geraten und hatte dabei den Tod gefunden. Seitdem hörte man jede Nacht von 11 bis 1 Uhr ein Geräusch, als wenn jemand mit dem Hammer auf den Zylinder der Maschine loshämmerte. Einmal begab sich ein Arbeiter dorthin, um zu sehen, was das sei; da wurde er von einer unsichtbaren Macht mit Eisenstücken beworfen. Das dauerte ein ganzes Jahr hindurch, und erst am Todestage des unglücklichen Arbeiters hörte es auf. Auch in der Brennerei zu Roszowo bei Scholken treibt ein Spulgeist sein Wesen; man hört das Rasseln der Maschinen, auch wenn die Brennerei gar nicht arbeitet. Ebenso hört man in der Brennerei zu Sierniki bei Rogasen, in der ein Arbeiter verunglückte, zur Nachtzeit die Maschine gehen. Bei Bengierste im Kreise Schroda befindet sich in der Nähe eines großen Waldes eine Windmühle. Dort wohnte vor mehr als fünfzig Jahren ein Müller mit seiner jungen Frau. Diese

hatte ihn im Verdacht, daß er mit einem jungen Bauernmädchen ein Verhältnis habe. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß es in der Tat so war, wartete sie, mit einer scharfen Art bewaffnet, hinter der Haustür auf ihn, und als er eingetreten war, schlug sie ihm hinterrücks mit der Art das Haupt ab. Seitdem zeigt sich in der Nacht die Gestalt des Ermordeten auf der Mühle, während es im Innern der Mühle ganz hell wird und die Flügel sich zu drehen beginnen.

Einst fuhr ein reicher Pferdehändler von Morszow nach Dziembowo, um dort ein Pferd zu verkaufen. Unterwegs wurde er von Räubern überfallen und getötet. Seit der Zeit steht man dort in der Nacht ein Pferd, und auf jeder Seite desselben geht ein großer Mann. Es sind die Räuber; sie tragen schwere Ketten, deren Klirren man weithin hört. Als einst ein armer Bauer an der Mordstelle vorbeifuhr, stiegen die Männer auf den Wagen und ließen das Pferd hinterher gehen. Der Bauer aber geriet so in Angst, daß er bald eine Leiche war.

Ein Ritter von der Burg Koprieben entführte eine schöne Nonne des Klosters Parchlin. Als er ihrer überdrüssig geworden war, warf er sie in einen Turm und ließ sie dort Hungers sterben. Jede Nacht um 12 Uhr erscheint nun die ehemalige Nonne aus ihrem Burgverließ, mit Ketten angetan (Pomm. Wollsk. 8, 165). Durch Kettengerassel kündigt sich der Totengeist auch sonst häufig an, z. B. Pof. S. 1913, Nr. 17 u. 8.

Mag auch von dem Angeführten manches neuere Bildung sein, der Glaube selbst ist uralte. Unsere Vorfahren meinten, daß das Rauchen der Seele und ihre Anwesenheit im Hause sich durch ein lautes Geräusch, durch Klopfen, Poltern, Rummeln, Rasseln, Werseln u. a. kundtue, und so ist es nicht verwunderlich, daß man diese Seelengeister als Klopfgeister, Rumpelgeister bezeichnete. Manche Sage vom Klopfen und sonst unerklärlichem Poltern in der Nacht erklärt sich ganz einfach aus dem heute noch, wenn auch unbewußt fortlebenden Glauben an den alten Poltergeist. So berichtete mir vor Jahren Herr Lehrer A. Szulzewski in Brudzyn: An der Bahnstrecke von Hohensalza nach Kruschwitz steht nicht weit von Kruschwitz entfernt ein Wärdterhaus, das den Namen königlich Stotnik führt. In diesem Hause geht es schon seit Jahren nicht mit rechten Dingen zu. Sobald am Abend die neunte Stunde herankommt, löscht alles Licht und Feuer in der Stube aus, und nun fängt der Tisch an, herumzurutschen. Dazu hört man ein Klopfen und ein Werseln mit Gegenständen, ohne am Morgen etwas in Unordnung zu finden. An einigen Tagen fängt der Tisch auch am Tage an, herumzugehen. Die Bewohner haben sich schon so an den Spuk gewöhnt, daß sie gar nicht mehr darauf achten. Anfangs hatten sie die Polizei zu Hilfe gerufen; doch als sie kam, wurde sie vom Dache herab mit Steinen beworfen, so daß sie unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußte.

Es ist natürlich ein Klopfgeist, ein Seelengeist, der hier — in der Einbildung der Leute — unsicht-

bar sein Wesen treibt; man hat nur vergessen, dem Berichterstatler anzugeben, daß vor Jahren in oder bei dem Hause jemand verunglückt ist oder sich selbst das Leben genommen, vielleicht erhängt hat, wie das auch in der folgenden Erzählung vergessen ist. In der Stärkesfabrik zu Bronislaw in Kujawien treibt seit vielen Jahren ein Spuk sein Unwesen. So wurde öfters in der Kesselstube ein großer schwarzer Hund mit leuchtenden Augen — der Hund ist Seelentier — gesehen, der jedesmal verschwand, sobald er erblickt wurde. In der Trockenkammer hörte man es öfter rumoren. Oft trieb der Spuk auch seinen Spaß mit den Leuten. So hat er eine Zeitlang stets die Schlüssel von einem Mannevorsprung heruntergeworfen oder er löscht auf einmal alle Lampen aus. Oft sahen die Leute auch, wie ein Balken von unsichtbarer Hand gezogen wurde. Auch hier gewöhnte man sich schließlich an den Spuk, daß man sich nicht mehr um ihn kümmerte.

Auch sonst sind es wohl spaßhafte Dinge, die der Poltergeist treibt. In der Stärkesfabrik zu Pawlowitz bei Bissa geriet einst ein daselbst beschäftigter Arbeiter in die Maschinerie und verlor dabei sein Leben. Seit dieser Zeit werden immer am Tage seines Todes in der Nacht von 11 bis 1 Uhr die vorübergehenden Leute mit Kartoffeln beworfen. Ähnlichen Unfug wie in den Posener Sagen treiben die Poltergeister, die hier noch deutlich als Seelengeister erkennbar sind, auch zu Puppendorf im Kreise Rummelsburg (Westl. Hinterpommern Nr. 217) und zu Zuchen im Kreise Köslin (ebd. Nr. 256).

Im übrigen tritt die Erinnerung an die alten Poltergeister auch heute noch immer wieder von neuem zutage. Etwa im Jahre 1890 wurde in Gnesen erzählt, daß sich plötzlich in einem Hause ein Spuk gezeigt habe, und es wurden die unglaublichsten Geschichten herumgetragen: so, daß er in der Stube alles hin- und herwarf, daß er die vorübergehenden Leute mit Steinen, Kartoffeln, Holzstücken und andern Dingen bombardierte und sonst allerhand Unfug verübte. Schon nach wenig Wochen hörte das Gerede auf, und der Spuk war verschwunden. Ähnliche Spukgeschichten aus neuerer Zeit finden sich auch in unseren pommerschen Sagenammlungen in großer Menge.

VIII. Luther und die Poltergeister.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war der Glaube an die Polter- und Rumpelgeister im deutschen Volke sehr lebendig, und allgemein war, wie es scheint, auch die Annahme, daß diese Geister die Seelen verstorbener Menschen seien, die zu nächtlicher Zeit in den Häusern umherwandeln, um allerhand Spuk zu treiben und durch Lärmen und Poltern die Menschen zu erschrecken. Wir ersehen das aus Luthers Schriften, in denen oft von Poltergeistern die Rede ist. Luther hat, den herrschenden Glauben beibehaltend, das Vorhandensein eines persönlichen Teufels nicht gelehrt, und seine Dämonologie ist, wie Erich Klingner, Luther und der deutsche Volksglaube S. 61 ff. ausführt, nur eine konsequente Erweiterung seines Teufelsglaubens. So sind ihm denn auch die

Poltergeister ebenso wie die andern Dämonen wirklich vorhandene Wesen, aber sie sind ihm nur „Emanationen des einen Teufels, von dem ja alles Böse und Unglückhafte kommt“. Doch wie er schon die Ansicht Gregors des Großen, daß „die fliegenden Lichte und Irwische“ die Seelen verstorbener Menschen seien, ganz energisch abgewiesen hatte, so wies er auch die Meinung zurück, daß diese Rumpel- und Poltergeister Menschenseelen seien, die nach ihrem Tode wieder erschienen. „Es gehen keine Geister herum“, sagt er, „denn es steht kein Exempel davon in der Bibel, und alles, was außerhalb der Schrift steht, es tun Engel oder Menschen, ist und soll verächtlich sein“. Es ist vielmehr der Teufel, der solches tut. „Da er nichts zu schaffen hatte, der leidige Geist“, so heißt es an einer andern Stelle, „ging er in eine Kammer und richtete ein Gepolter an, als wäre er eine arme Seele. Das war ihm nur ein Scherz und Spiel, weil er vor Müßiggang nicht wußte, was er tun sollte.“ Luther bezeichnete die Meinung, daß solche Poltergeister selige oder verdammte Menschenseelen seien, als eine schlaue berechnete Erfindung der „Traumprediger“, um alle, die nicht zur Beichte gingen, zu erschrecken und in ihr Geldnetz zu ziehen, und so erklärt sich, wie Klingner S. 63 sagt, sein Kampf gegen die gewöhnliche Anschauung von dem Wesen der Poltergeister ganz einfach aus seinem Kampf gegen das Unwesen des Ablasshandels und der teuren Seelenmessen.

Auch Melancthon leugnete die Realität solcher nächtlichen Dämonen nicht; behauptet er doch, daß einmal auch zu ihm ein Poltergeist, ein spectrum, ins Fenster gestiegen sei. Natürlich hält auch er ihn für einen Teufel.

1) Jeder Mensch soll in dem Augenblick, in dem er gestorben ist, seinen Tod durch Anknöpfen verläuteln. Ist es ein Mann, so klopft er dreimal an den Schrank, ist es eine Frau, so klopft sie dreimal ans Fenster (polnische Mitteilung aus der Umgegend von Rogasen). Ähnlich in Pommern, f. Pomm. Volkskunde 8, 167.

2) In Rogasen wurde mir mitgeteilt: Wenn man den Holzwurm bohren hört, so stirbt ganz bestimmt jemand im Hause; es muß aber ein Laut ungefähr wie lrr lrr sein, wenn es gesehen soll.

3) Aus dem polnischen Dorfe Raziopole bei Rogasen wurde mir folgendes mitgeteilt: Die alten Leute auf den Dörfern lassen sich nicht photographieren, denn sie glauben, daß sie nach dem Tode keine Ruhe auf Erden finden werden, wenn sie ihr Bild hier auf Erden zurücklassen.

Anfrage des Pommerschen Volksliedarchivs. Das Pommersche Volksliedarchiv ist zurzeit auf der Suche nach Berufsliedern, das heißt nach Liedern, die entweder auf bestimmte Berufe (Schneider, Leineweber, Maurer usw.) gemünzt sind oder bei gewissen Berufsausübungen (Dreschen usw.) gesungen werden. Solche Lieder sind z. B.:

1. Wenn ich doch gleich ein Besenbinder (Maurer, Jäger, Müller usw.) wär' . . .

Deutsche Heimatbücher.

Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Druce bis zum Jahre 1800. Von Dr. Conrad Borchling und Dr. Bruno Claussen. Karl Wachholz Verlag, Neumünster i. Holst.

Als vor hundert Jahren Karl F. A. Scheller seine Bücherkunde der Sächsisch-Niederdeutschen Sprache erscheinen ließ, war er sich der Unzulänglichkeit seiner Arbeit wohl bewußt und plante selbst eine Neubearbeitung. Aber ebenso wie seine sind alle späteren Versuche einer Neubearbeitung der Niederdeutschen Bibliographie stecken geblieben. So kam es, daß Schellers erster Versuch hundert Jahre lang das einzige bibliographische Hilfsmittel für den Sprachforscher wie für den Bücherliebhaber und den Antiquar blieb. Denn trotz der immer mehr steigenden Wertschätzung, der sich die älteren niederdeutschen Druce bei Sammlern erfreuten, ist auch von dieser Seite nicht der Versuch gemacht worden, sich einen zuverlässigeren Handapparat für dieses Gebiet zu schaffen. Die Schwierigkeiten, welche die Herausgeber der jetzt fertiggestellten Niederdeutschen Bibliographie zu überwinden hatten, um das weltverstreute Material zusammenzubringen, mögen hier nur angedeutet werden. Aber auch äußere Hin-

derungsgründe stellten sich der Fertigstellung in den Weg. Krieg und Inflation haben das Erscheinen um mehr als fünfzehn Jahre verzögert. Die Mittel, welche die Hamburger Oberschulbehörde im Jahre 1912 zur Verfügung gestellt hatte, sind, soweit sie nicht vor dem Krieg für Reisen verbraucht waren, entwertet worden. So mußten die Herausgeber die Arbeit aus eigenen Mitteln fortsetzen. Nach Abschluß des Werkes schien die Drucklegung an der Unmöglichkeit zu scheitern, einen Verleger dafür zu finden. Dank dem Unternehmensgeist des Verlegers Karl Wachholz in Neumünster ist auch dieser letzte Hinderungsgrund glücklich überwunden worden.

Die Niederdeutsche Bibliographie bringt die Beschreibung aller Druckwerke in niederdeutscher (einschließlich niederheinsischer) Sprache vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1800. Auf die Bearbeitung des 19. Jahrhunderts konnte verzichtet werden, weil für diese Zeit zuverlässige Bücherverzeichnisse und die Zusammenstellungen von W. und E. Seelmann in Niederdeutschen Jahrbuch vorliegen. Es werden rund viertausendsechshundert niederdeutsche Druce beschrieben, welche den Bearbeitern vorgelegen haben, soweit sich Exemplare nachweisen ließen und erreichbar waren. Besonderes Gewicht ist auch darauf gelegt worden, daß von den

selteneren niederdeutschen Druce alle Fundorte festgestellt wurden. Die Bibliographie wird daher auch über die Seltenheit eines Druces sichere Auskunft geben. Die Anordnung der Beschreibungen ist chronologisch. Nur hierdurch ergibt sich ein klarer Überblick über das literarische Schaffen eines jeden Zeitraumes. Ausführliche Verfasser- und Sachregister erleichtern das schnelle Auffinden eines Druces und machen die Bibliographie zugleich zu einem Führer durch die niederdeutsche Literaturgeschichte.

Die Niederdeutsche Bibliographie wird in etwa zwölf Lieferungen zum Preise von je 6,— RM. in vierteljährlichen Zwischenräumen erscheinen, so daß sich die Anschaffungskosten über einen Zeitraum von drei Jahren verteilen. Schon nach Abschluß der Subskription tritt eine wesentliche Preiserhöhung ein.

„Unser Pommernland.“ Monatschrift für das Kulturleben der Heimat. 16. Jahrgang 1931, Heft 1 und 2. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Bezugspreis vierteljährlich 3,— RM. Einzelpreis des Heftes 1,— RM.

Die Monatschrift „Unser Pommernland“ hat ihren neuen Jahrgang den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen zum Trotz mit frischem Mut begonnen und bereits zwei Hefte herausgebracht.

2. In dem Städtchen Schou'n die Mädchen nach dem Handwerksmann . . .
3. Seht, wie hat es der herrliche Mann, unser Pastor, so gut (Drescherlied) . . .
4. Im grünen Wald, im weißen Alee (Schnitterlied) . . .
5. De Linnenweber hebben 'ne saubere Junst . . .

Wer diese oder ähnlichelieder kennt, wird gebeten, Text und Melodie derselben aufzuschreiben und, wenn möglich, mit Bemerkungen über die Art des

Singens und Vortrages, Alter und Stand der Sänger einzufenden. Weiter wird nach Volkstänzen, die, sei es durch ihren Namen, sei es durch den Inhalt ihres Textes auf den Juden zielen (Judenwälder, Judenpolka usw.) gesucht. Wer solche Tänze oder Verse kennt, wird herzlich gebeten, sie mit möglichst genauer Beschreibung des Tanzes einzufenden. Alle Einsendungen werden erbeten an das Pommersche Volksliedarchiv, Greifswald, Germanistisches Seminar, oder an die Kösliner Zeitung (Heimatbeilage), Köslin.

Noch einiges vom Alten Frik im pommerschen Volksmund.

Von Johannes Dietrich.

Es gibt ein kleines Buch, heute fast verflohen, betitelt „Was sich die Schlesier vom Alten Frik erzählen“, behandelnd die dankbare Treue des Schlesiervolkes gegen seinen Befreier aus Jahrhundertalter habsburgischer Misregierung und Glaubensbedrückung. Fast aber will es mir scheinen, als ob der Pommer seinen großen König weit mehr ins Herz geschlossen und ihm ein treueres Gedächtnis bewahrt habe als der Schlesier; habe ich doch seinerzeit durch persönliche Nachforschung bei schlesischen Bekannten von mündlichen Ueberlieferungen auf diesem Gebiet nichts mehr feststellen können, während mir aus meiner pommerschen Kindheit Ende der vier Jahre noch recht deutlich manche Erzählung in Erinnerung geblieben ist, die meist in Form der beim Volk ja so beliebten Schnurre den großen König im treuherzigen Verkehr mit seinem Volk zum Gegenstand hat; und es ist eben ein Zeichen dafür, daß Friedrich seines Volkes Viebling ist, wenn er in den meisten dieser Erzählungen schließlich der Herr eingefallene und Ueberlistete ist, das tut dem nie verleugneten Respekt durchaus keinen Eintrag, tief doch da so ein kleiner Vers bei uns um: Der Alte Frik, poh schlag int hus, dat war man König as der Bus! Nein, aller Ehrfurcht unbeschadet, aber in solcher Erzählungsweise feiert das Volk seine Helden! Im folgenden sollen nun einige solcher Geschichten folgen, wie sie mir so in der Erinnerung haften geblieben sind.

Der Alte Frik als Handwerksbursche.

Um sein Volk in seiner Arbeit und gewiß auch in seinen Räten recht kennen zu lernen, dazu aus einer gewissen Abenteuerlust heraus, liebte der König es, unerkannt das Land zu durchstreifen, und nahm sich zum Weggenossen gern den treuen Fieten mit. Eines Abends langen beide müde und hungrig als „arme Reisende“ in einem Dorf an und sprechen bei einem Bauern um Nachtquartier an; der Bauer nimmt die beiden „Handwerksburschen“ auf vieles Bitten schließlich an unter der Bedingung, am an-

dem Morgen beim Dreschen mitzuhelfen. Auf dem Heuboden weist man ihnen die Lagerstatt an, und die beiden Wanderer strecken die müden Glieder zum Schlaf. Am frühen Morgen bei Hahenschrei klopft der Bauer an die Heustalleiter, es sei Zeit zum Aufstehen. Nun aber erhebt sich große Not; Dreschen hat man nicht gelernt. Was tun? Man beschließt, ruhig liegen zu bleiben.

Der Bauer klopft noch einmal, wieder ohne Erfolg. Da greift er zu stärkeren Mitteln; er steigt auf den Heuboden, mit einem Prügel bewaffnet. Da der König gerade vornean liegt, so ergreift er diesen „bei ein Bein“ und verabsolgt ihm eine gehörige Tracht. Das ist böse, aber zum Dreschen hat man doch keine Lust. Man bleibt weiter liegen, nur daß auf des Königs Zureden diesmal Fieten sich nach vorn legt, um nun auch seinen Teil der zu erwartenden nächsten Prügelstrafe auf sich zu nehmen. Und der Bauer erscheint auch wirklich zum andern Mal, aber er ist gerecht. Das erstemal hat der Boreder was bekommen, diesmal kommt der andere heran, und er langt sich den armen Frik zum zweitenmal, und der König muß noch einmal sich von seinem eigenen Untertan durchbleuen lassen.

Der Alte Frik und Kyon.

Der König besaß einen Hofnarren mit Namen Kyon, der aber seinen königlichen Herrn selbst oft zum Narren hielt. Eines Tages entdeckt Friedrich in seinem Park die ersten Erdbeeren. Voll Freude deckt er seinen Hut darüber und eilt davon. Seine Hofdamen zu rufen; sie sollten raten, was sich darunter befinde. Doch der König hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn Kyon war inzwischen dazugelommen, hatte die Erdbeeren weggenascht und an ihrer Statt etwas weniger Erfreuliches hinterlassen. Zurückgekehrt mit den Hofdamen, weidet sich Friedrich an ihrem Unvermögen, das Richtige zu treffen, und lüftet endlich mit triumphierender Miene den Hut, aber es lagen nicht Erdbeeren darunter, sondern ganz etwas anderes. „Das hat doch

wieder der verfluchtige Kyon getan“ denkt der König bei sich und beschließt, den Frechen zu strafen. Er schreibt einen Brief an das Kammergericht, des Inhalts, daß der Ueberbringer ein Duzend Hiebe erhalten solle, und gibt ihn dem Hofnarren mit dem Auftrage, ihn dort abzugeben. Kyon geht ab, aber weil er eine feine Nase hat, so schickt er an seiner Stelle einen ihm begegnenden „Judenbengel“, der auch richtig den verhängnisvollen Brief gegen eine kleine Entschädigung abgibt, aber auch nicht schlecht erstaunt ist, als unermutet eine gehörige Prügelstrafe ihm verabsolgt wird. Kyon aber geht ganz vergnügt seiner Wege und tritt hernach unbedungen vor seinen Herrn; dieser redet ihn spöttisch und voll Genugtuung an: „Nun, wie ist dir die Prügel bekommen?“ — „O, sehr gut, Majestät“, ist die Antwort, „ich habe das gleich gerochen, daß da etwas von Prügel drin stand, und habe mir einen Judenbengel angenommen, der für mich dahingehen mußte.“

Wie der König seinen Narren nicht loswerden kann.

Einmal hatte Kyon seinen Herrn so erzürnt, daß dieser ihn augenblicklich sein Land verbot. Der Narr verzieht keine Miene, kauft sich Wagen und Pferd und begibt sich zu einem Bauern in der Nähe und kauft von ihm soviel Erde, daß der Wagen damit angefüllt wird, und fährt nun recht vor den Augen des Königs am Schloß auf und ab. Friedrich hiervon benachrichtigt, eilt voll Zorn herbei und fragt ihn, was ihm denn einfiel, ob er seinen Ausweisungsbefehl vergessen habe?, worauf Kyon unerschüttert die Antwort gibt: „Majestät, ich sitze auf meinem eigenen Land, das ich mir ehrlich gekauft habe.“ Also, schließt die Volkserzählung, hat der Alte Frik seinen Hofnarren nicht können loswerden!

Aus Lanzig (Kreis Schlawe).

Im Landwirtschaftlichen Verein in Lanzig hielt Konrektor Rosenow, Rügenwalde, einen Vortrag über „Die Geschichte des Dorfes Lanzig“. Nach einleitenden Worten über die Dorfanlagen im Rügenwalder Amte und besonders des Dorfes Lanzig kam der Redner auf den Lanziger Bauern Hans Lange, der einst sich des späteren Herzog Bogislaw X. annahm, als dieser in seiner Jugend von seiner im Rügenwalder Schloße vom Vater getrennt lebenden Mutter nicht so erzogen wurde, wie es sich für einen Fürstensohn gebührt. Es wurde dabei der Hans Lange-Streit berührt, der sich mit der Frage beschäftigt: Hat Hans Lange gelebt oder nicht? Für Hans Lange spricht außer der lebendigen Tradition auch der Bericht des Thomas Rangow in seiner Chronik von Pommeru. Der Vortragende wies in seinen Ausführungen darauf hin, daß Deutschlands größter Balladenkomponist Carl Göwe sich 1825 mit einer Auguste Lange verheiratete, die ihren Stammbaum auf Hans Lange zurückführte. Dennoch ist es sehr schwer, die ansprechende Persönlichkeit des Bauern

Heft 1 bringt nach einer sehr geschickt geschriebenen Jahresrückschau von Martin Reepel sehr zeitgemäße „Betrachtungen zur ländlichen Siedlung, besonders in Pommern“ von dem Landrat des Kreises Bittow, Freiherrn von Wolff. Der Verfasser führt aus, daß die Siedlungsbestrebungen, deren Gelingen zur Schicksalsfrage des deutschen Ostens geworden ist, nur dann von Erfolg gekrönt sein werden, wenn es gelingt, der Landflucht Einhalt zu gebieten und das noch im Volk vorhandene instinktmäßige Streben nach Besitz zu verstärken und damit die innere Verbundenheit mit der heimatischen Scholle wieder herzustellen. Daneben ist die Rentabilität der Landwirtschaft von entscheidender Bedeutung, so daß nur grundlegende Wandlungen auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik die Voraussetzung für eine erfolgreiche Siedlung schaffen können. — Dem großen Sohne Stolps, dem Reichspostmeister Heinrich Stephan, ist ein zweiter Aufsatz des Festes aus der Feder von Erich Winguß gewidmet, während Ulrich Sander eine Erzählung „Der Bernsteinkönig“ beigezeichnet hat, die die zweifelhafte Begabung dieses neuen Erzählers ins hellste Licht rückt.

In Heft 2 hat Otto Bof eine prächtige Reiseftizze „Primavera Siciliana“ veröffentlicht, deren Bekü-

für die Leser von „Unser Pommernland“ ein besonderer Genuß sein wird. Otto Bof zieht gegen den Unfug der Italienreisen vom Leder und entkleidet das Land der deutschen Sehnsucht seiner übertrieben gewerteten Reize. Ueber den Berliner Bildhauer Max Esser, der aus Barth stammt und zweifellos zu den bedeutendsten Plastikern der Gegenwart gehört, der sowohl für Bronze- als auch für Porzellan arbeitet, hat Dr. Charlotte Steinbruder einen Aufsatz geliefert, der durch seine reiche Bebilderung das Fest besonders anziehend macht. Johannes Ebert plaudert über das Sammeln der Volkslieder, die mit der Verstädtlichung des platten Landes auszuferben drohen. Reinhold Richter führt uns an den hinterpommerschen Strand und vermittelt uns ein anschauliches Bild von der Tätigkeit des Meeres, das das Strandbild ständig verändert. Den vielleicht wertvollsten Aufsatz des Festes hat Dr. Walter Borchers über „Totenkult und Volkskunst in Pommern“ beigezeichnet. Eine solche Ueberblick sollte bisher und wird von allen Freunden der Volkskunde dankbar empfunden werden. Auch dieser Aufsatz ist durch zahlreiche Bilder trefflich belebt. Es wäre zu wünschen, daß es der Monatschrift „Unser Pommernland“ auch weiter gelänge, durchzuhalten. Dazu mitzuhelfen, rufen wir alle

unsere Leser auf. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, und 1,— RM. im Monat ist ein Betrag, der in Anbetracht des dafür Gebotenen als gut angelegt bezeichnet werden muß.

Dodje Keunig um andere Geschichten von de Bortkant von Ludwig Jürgens. Quiddorn-Buch Band 41. Quiddorn-Berlag, Hamburg 1. Preis 0,80 RM.

Dieses neue Quiddornbuch bringt in echtem Hamburger Platt außer der feinsinnigen Erzählung von dem kleinen Dodje Keunig die humorvolle Schilderung von „Drolen opfiern“ und andere Bilder aus dem Hamburger Volksleben, ernste und heitere.

Ut min Grapens un Schapens von Ludwig Korah. Quiddorn-Buch Band 42. Quiddorn-Berlag, Hamburg 1. Preis 0,80 RM.

Das Büchlein enthält die drei Novellen „Dauscher“, „Bohrschugl“ und „Broda“. Der Verfasser hat die Personen lebenswahr und mit großer Liebe geschildert. Geradezu erschütternd ist der Schluß vom „Dauscher“, der packenden Novelle aus dem Schulleben. Wer Freude an guter Heimatdichtung hat, der kaufe sich dieses Büchlein, das man mit besonderer innerer Befriedigung aus der Hand legt.

Hans Lange geschichtlich nachzuweisen, zumal die Kirchenchronik des Dorfes nicht in jene Zeit zurückreicht. Eine Familie Lange hat in Langzig gelebt; denn das Inventarium der Bauernhöfe im Amt Rügenwalde führt 1648 einen Bauern Tewes Lange an. Das ursprüngliche Lange-Haus ist längst abgebrannt. In der Oiebelstube des heutigen findet sich ein Balken mit folgender Inschrift: Hans Lang in diesen Hoff hat vormalig aufgenommen den Herzog Bogislaw, der sonst war umgelommen, und ihn mit Speis und Trank versorget bis zur Zeit, da er gelangt ist zur Cron und Herrlichkeit. 1475. Die Inschrift des Balkens kann aber nicht aus dem bezeichneten Jahre sein, weil man damals plattdeutsch geschrieben hätte. Nach den Buchstabenformen zu urteilen stammt die Inschrift aus dem 17. Jahrhundert. Die Inschrift findet sich auch auf einer gußeisernen Tafel über dem Hauseingange und ist von Friedrich Wilhelm IV. einst veranlaßt worden. 1836. In seinen weiteren überaus interessanten Ausführungen sprach der Redner von der Dorfkirche zu Langzig, die eine dreischiffige Hallenkirche, zu den schönsten Gotteshäusern des Rügenwalder Amtes gehört. Sie scheint als Festungskirche erbaut zu sein zum Schutze gegen feindliche Ueberfälle der Seeräuber und Wikingier. Wiederholt wurde die Kirche ausgebaut, zuletzt 1853. Die drei Glocken entstammen dem Mittelalter. Besonders schön ist ein in der Kirche aufgehängtes Schiffsmodell und das mittelalterliche Portal. Der Kirchhof ist von einer alten Mauer (Felsenmauer) umgeben. Langzig war im vorigen Jahrhundert Sitz einer eigenen Superintendentatur. Vom Jahre 1817 bis 1826 hat hier Superintendent Erdt gewirkt. Unter den Pastoren verdient Modritzki erwähnt zu werden, der wegen seiner Zugehörigkeit zur Deutschen Burschenschaft zu 30 Jahren Festung verurteilt, aber 1840 begnadigt wurde. Er starb 1883 als Pastor in Langzig.

Um Prieberat und Lüptowsee . . . Ein Berg, der ringsumpflügt wird.

Vorgeschichtliches vom Garsberg.

Von Studienrat Dr. Gluts.

In „Unsere Heimat“ 1930 Nr. 11 berichtete ich unter anderem von vorgeschichtlichen Funden in Wisbuhz. Da unterdessen noch andere hinzugekommen sind, kann ich diesen Bericht jetzt vervollständigen.

Am Achter- und Lüptowsee.

Alle Funde stammen, wie Herr Oberinspektor Mielle mir freundlichst mitteilte, von einer Stelle, dem Garsberg. Dieser liegt, wie Herr M. schreibt, „im sogenannten „Prieberat“, nicht weit von der Einmündung des Verbindungskanals Achtersee—Lüptowsee in den letzteren, an der Ostseite des Kanals. Er ist von drei Seiten von nassen Wiesen umgeben, die früher auch wohl mal ein See gewesen sind, der mit dem Lüptowsee ein Gewässer bildete. Mit der vierten Seite grenzt er an Ackerland. Im ganzen gesehen hat er die Form eines Eies. Der höchste Punkt wird etwa 8 Meter über Grundwasser liegen. Seine Form bedingt es, daß „der Berg“ alle Jahre ein- bis zweimal ringsumpflügt wird; die Ackerkrume wird also stets bergab gekippt; dadurch kommen alle Jahre auf der Spitze neue Fundstücke zutage. — Urnenscherben finden sich in ungezählten Mengen auf dem ganzen Berg, der Südhang ist besonders reich an Scherben.“

Die Funde und ihre Bedeutung.

Von diesen gehört, nach den Stücken zu urteilen, die Herr M. dem Heimatmuseum geschenkt hat, ein großer Teil der Wendenzeit an. Es sind Bruchstücke von Gefäßen, welche die Leute damals im Haushalt benutzten. Sie stammen nicht alle aus derselben Zeit, sondern sie verteilen sich, wie die Ornamente (Wellenlinien — Gurtfurchen) bezeugen, wohl über die ganze über ein halbes Jahrtausend währende Slawenzeit. Der Garsberg war ja auch wirklich, wie die anschauliche Beschreibung Herrn Mielles zeigt,

ein idealer Wohnplatz für wendische Fischer,

gab es da doch Wasser genug, Wasser, das nicht nur Nahrung, sondern auch Schutz bot. Ein dort auch gefundener Neßsenker mag auf das Gewerbe dieser Leute hinweisen.

Aber nicht alle Scherben des Berges rühren

von den Wenden her. Da sind z. B. zwei, die einen Henkel tragen. Der Wende verfaß seine Gefäße nie mit solchen Griffen. Da sind drei, die sich durch eine fleischwarze Färbung auszeichnen. Diese Stücke beweisen,

daß vor den Slawen Germanen auf dem Garsberg gehaust haben.

Ein Spinnwirtel zeigt uns, daß eine Germanenfrau hier vor vielen hundert Jahren für ihren Haushalt gesponnen hat. Zwei Speerspitzen aus Eisen weisen auf Jagd und Krieg als die Beschäftigung des Mannes hin. Doch von diesen Langspitzen ist die eine umgebogen und damit unbrauchbar gemacht, auch zeigt ihr Eisen — ebenso aber auch das der anderen —, daß es der Einwirkung des Feuers ausgesetzt gewesen ist. Das ist aber nicht zufällig geschehen, sondern absichtlich — bei der Verbrennung der Leiche.

Leichenverbrennung und Scheiterhaufen.

In der germanischen Eisenzeit vernichtete man ja den Körper des Toten durch das Feuer des Scheiterhaufens. Damit löste man die Seele von der Hülle des Leibes und ermöglichte es ihr, in ein Jenseitsland zu reisen. Auf dem Scheiterhaufen aber verbrannten die Angehörigen auch Teile der Habe des Toten, vor allem seine Waffen. Auch sie mußten genau so wie ihr Besitzer durch das Feuer vernichtet werden. Der Seele des Toten konnte wohl nur die Seele der Waffe dienen. Die unverbrannten Knochenreste des Toten übergab man dann zusammen mit den verbrannten Waffen der Erde, meistens in einer Urne.

Der Garsberg ein Friedhof der Germanen.

Der Garsberg diente also den Germanen der Eisenzeit als Begräbnisplatz, als Friedhof. Ein Stück Holzohle, das sich zwischen den Scherben befindet, deutet auf einen Scheiterhaufen oder auf eine Herdstelle hin.

Doch nicht erst in der Eisenzeit hat unser Berg am Prieberat seine Bewohner empfangen, sondern wohl schon in der Bronzezeit. Das lassen

seltsame Steine vermuten,

die hier zu Tage getreten sind, und die man anderswo in bronzezeitlichen Schichten findet. Zu dem in Nr. 11 erwähnten Stein sind jetzt noch drei hinzugekommen. Der eine ist ein flacher, scheibenförmiger Stein, von etwa 7 Zentimeter Durchmesser, wie man solche oft am Wasser findet. Dieses hat ihn trefflich gerundet und abgeschliffen. Aber der Mensch hat in diesem Fall der Natur nachgeholfen. Allerdings ist er damit nicht zu Ende gekommen. Doch steht man immerhin, was er mit dem Stein vorgehabt hat: Am Rande ist an zwei Stellen eine flache Rinne angeschliffen, die eigentlich wohl ganz herumgehen sollte, oben ist in der Mitte eine flache, kreisrunde Vertiefung von 1½ Zentimeter Durchmesser angebracht. Der zweite Stein ist zylinderförmig von 5 Zentimeter Durchmesser und 4 Zentimeter Höhe. Die Ränder sind abgerundet. Die Seitenfläche durchzieht eine Rinne, unten und oben befinden sich Vertiefungen. Der dritte Stein ist dem zweiten ähnlich, nur hat er einen etwas größeren Durchmesser, auch ist er etwas höher. Aber bei diesem Stein ist die Seitenwand des Zylinders oberhalb und unterhalb der Rinne schräg bis zu der runden Vertiefung hin, die sich oben und unten befindet, weggeschliffen, so daß der Stein wie zwei aufeinandergelegte flache Regal mit abgeplatteten Spitzen ausieht. Wozu diese Steine gedient haben, weiß man nicht. Neßsenker, wie man leicht vermuten könnte, sind es nicht gewesen. Denn um diese herzustellen, hätte man sich nicht soviel Mühe gemacht. — Ein vierter Stein ist oben und unten abgeplattet. Er mag als Reibstein auf einer Germanenmühle gedient haben.

Unsere Heimat ein germanischer Kulturboden.

Das siedlungsgeschichtliche Ergebnis unserer Betrachtung ist also, daß der Garsberg von der Bronzezeit bis zum Ende der Wendenzeit bewohnt gewesen ist, was natürlich nicht ausschließt, daß auch mal ein halbes Jahrhundert lang dort niemand gehaust hat. Wieder lehrt uns der Boden unserer Heimat in anschaulicher Weise, daß zwar vor seinen jetzigen Besitzern, den Deutschen, hier Wenden gesiedelt haben, daß aber vor diesen schon Germanen hier ansässig gewesen sind. Die höchstens 600 Jahre währende Wendenzeit bildet nur eine Unterbrechung der germanisch-deutschen Zeit; sie gibt den Polen noch lange kein Anrecht auf den Boden unserer Heimat.

Das Handwerk in der plattdeutschen Sprache.

Von S. Joske.

Das Leben des Handwerkers vollzog sich ehemals nach festgelegten Gesetzen der Zünfte und Aemter. Die Starrheit, die sich Jahrhunderte lang forterbte, gab dem Handwerkerstand eine Eigenart, die ihn von allen anderen Berufen scharf unterschied. Jedes Amt hatte andere Gebräuche und Gewohnheiten. Der Schmied unterschied sich in seinen Gebräuchen wesentlich vom Bäcker usw. Aber diesem Zunftwesen wurde durch die Steinischen Reformen das Ende bereitet durch die immer mehr durchgeführte Gewerbefreiheit. So ist in unseren Tagen fast nur noch das Erinnern an diese Zeit geblieben. Allmählich wird aber auch dies noch verloren gehen, wenn die alte Generation ausstirbt.

Mit Ausnahme einiger Zünfte verlangten alle, daß die Gesellen erst ihre Wanderjahre hinter sich haben mußten, ehe sie Meister werden konnten. Auf diesen ihren Wanderungen begegneten sich Handwerksburschen aller Art. Gelegentlich trafen sie auch mit den fahrenden Leuten zusammen, „Kunden“ genannt. Hier wurde der Wortschach gelegentlich ausgelacht und durch die deutschen Lande getragen. Heute wie damals war die Hauptfrage das Essen. Die Kartoffel wurde zur „Erdbeere“, der Hering zum „Seehund“ oder „Seeräuber“. Es gab auch manche bösen Burschen. Trafen diese auf den Pastor, „de Popp“, so band dieser ihnen den „Seelensack“ um. Sie nannten ihn darum „schwarzer Polizist“, der Gendarm aber hieß „Klempners Kork“. Diese lustigen und neckischen Anekdoten fanden bald manchen Spottnamen für den Vertreter eines anderen Handwerks. „Deigopp“ oder „Pummeldreher“, auch „Deigklaare“ nannte man den Bäcker. Der Müller hat einen verwandten Beruf, er war des Bäckers Schwager. Die Müllerei galt, wie auch einige andere Gewerbe nach der uns heute sichtlich erscheinenden Ansicht früherer Zeiten als ein unehrliches Handwerk. Darum der Ausdruck „Mattebeiv“ = Miedendieb. „de Müller hett an de Ratt fage, dörüm hett bei Mäusen lirt.“ Harmloser klingt schon „Mahlwurm“. Der Schneider hat wohl die meisten Necknamen. „Zägebud“, „Schvide Wuptig“, „Schvide Med-med med“ usw. Tapfer ist er stets in der Anschauung des Volkes auch im Hause: „Ik bin de Herr im Hus sädd de Schvide, dor satt hei unnerm Dsch.“ Der Schuhmacher ist der „Pickingst, Pickingel, Pickingst, Pickingst, Pickingst“. Den Hutmacher nannte man „Koppshaufer“, den Sattler „Birchshaufer“, den Klempner „Bledshaufer“. Der Schlosser heißt „Kalkopp“, der Gärtner „Kohlhos“ oder „Krutbud“, der Korbmacher „Rutenquäler“, weil er Ruten biegt. Der Maler gibt man den Titel „Pinselquäler“, den Kürschner „Rugarbeiter“. Der Wächter heißt „Rindriewer“, weil er das Faß beim Umlegen der Bänder dreht. Der allbekannte „Schwarze Mann“ heißt „Schwarzkinster“ oder „Kaminrat“. — „Se is de dümmst Winstler, hei tragt sich, wo em't nich fällt.“ „De Stellmoke is dem Schmidt sin Braude“. „Folgenböjer“, „Speitlenkwör“, der Tischler „Niem-pott“ oder „Karrrenstößer“, der Drechler „Piepen-dreher“ oder „Leichenwogebremser“. „De leiw Goh heit loirft de Pötteri moit, hei weil Adams u Leim“, „Pötter nennt ihn das Volk, Den Selter bezeichent es als „Galgenstriddreher“, den Weber „Galgenvogel“, „Lichtader“, „Klodenschauste“ muß sich der Uhrmacher anreden lassen, ebenfals „Klodens-puffer“. Man sagt ihm nach, daß er nur einige Male in die Uhr hineinpuste, dann sei sie wieder ganz fertig. „Kiefflerol“ und „Propheienklopper“ bezeichnen den Buchbinder. Der Barbier ist unter dem Namen „Schmiesfeger“, „Fugbbibel“ oder „Berfchönerungsrat“ bekannt. Der Zimmermann heißt „Hul-worm“, „Kienspohn“ und „Klammhale“, der Maure „Schjelllarer“ oder „Dreckschwoil“. „De Bessern binde stält dem leiw Herrgott sin Fröb“ oder „Schvide, Schuste, Besschinde, dat sind dei drei Gotteskinde“. Der Zeugkaufmann trägt den Namen „Ellentieder“, der Kolonialwarenkauflmann „Tütel-dreher“, „Tranfonditor“, „Heringspateiler“, „Strupshingst“, „Marmeladenfrik“ oder „Heringsbändiger“.